

Franz M. Wuketits

Der freie Wille

Die Evolution einer Illusion

HIRZEL

**Der freie Wille
Die Evolution einer Illusion**

Franz M. Wuketits

Der freie Wille

Die Evolution einer Illusion



S. Hirzel Verlag

Ein Markenzeichen kann warenrechtlich geschützt sein, auch wenn ein Hinweis auf etwa bestehende Schutzrechte fehlt.

Bibliografische Information Der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-7776-1509-7

Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2007 S. Hirzel Verlag
Birkenwaldstr. 44, 70191 Stuttgart
Printed in Germany
Einbandgestaltung: deblik, Berlin
Druck & Bindung: Kösel GmbH & Co. KG, Krugzell

www.hirzel.de

Inhalt

Vorwort.....	7
Einleitung: Wozu soll Willensfreiheit gut sein?	11
1. Willensfreiheit – ein beherrschender Gedanke	17
Ideen zur Willensfreiheit von der Antike bis heute.....	18
Der Mensch, von der Natur befreit?.....	29
2. Die Kraft der Illusionen.....	40
Vom Nutzen Gottes.....	41
„Vielleicht hilft es trotzdem ...“ oder: Vom Nutzen des Aberglaubens	46
Es muss alles seinen Sinn haben	49
Im Glauben an eine gerechte Welt lebt es sich besser	52
Es musste ja genau so kommen	55
3. Zufall und Notwendigkeit in der Evolution.....	58
Die (Un-)Wahrscheinlichkeit von Lebewesen.....	60
Blinde und kurzsichtige Konstrukteure.....	64
Zwecke ohne Absichten	68
„Kleine Schritte“ mit weitreichenden Konsequenzen	73
Am Ende geht’s immer in eine Sackgasse	77
4. Zur Evolution des menschlichen Geistes.....	81
Auf das Gehirn kommt es an.....	82
Die Einheit von Gehirn und Geist.....	86
Das Rätsel des menschlichen Geistes ist im Wesentlichen entschlüsselt.....	93
Bevor wir eine Hand bewegen, haben neuronale Vorgänge schon über unsere Handlung entschieden	100

5. Willens(un)freiheit: die Evolution einer Illusion.....	107
Das Erwachen des Homo metaphysicus	109
Erklärungsbedarf und Erklärungsnotstand in einer erstaunlichen Welt.....	112
Die Entdeckung der eigenen Möglichkeiten.....	115
Ein Traum von Freiheit in einer sinnlosen Welt	117
6. Willens(un)freiheit: Leben mit einer Illusion.....	125
Gene, Neuronen und Hormone oder: Wir sind, wie wir sind – und können nicht anders sein	127
Warum Vergewaltiger und Mörder trotzdem zur Verantwortung gezogen werden müssen.....	136
Wenn die Idee der Willensfreiheit gefährlich wird	147
Nachwort: Jenseits von Freiheit und Würde.....	153
Glossar.....	158
Literatur.....	166
Personenregister	175
Sachregister	178

Vorwort

Die Grundthese dieses Buches lautet: Die Vorstellung vom freien Willen ist eine Illusion. Aber Illusionen sind durchaus nützlich. Sie können als Resultate der Evolution durch natürliche Auslese gedeutet werden und haben ihren Sinn im Dienste des Überlebens.

In den vergangenen Jahren ließen vor allem Gehirnforscher mit der These aufhorchen, dass der Mensch *keinen* freien Willen habe und in seinen Entscheidungen durchaus nicht frei sei. Das führte auch in der Tagespresse zu lebhaften Debatten. Denn ohne freien Willen erscheint der Mensch einer Eigenschaft beraubt, die ihm traditionellerweise eine besondere Position in der Welt der Lebewesen sichern sollte. Ist dieser Verlust theoretisch schon arg genug, so stellt sich nun auch die praktisch relevante Frage nach der Zurechnungs- beziehungsweise Schuldfähigkeit des Menschen. Unsere Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit müssen sich als hinfällig erweisen, wenn niemand *freiwillig* zu handeln imstande ist. Diese Konsequenz freilich wagte bisher niemand in aller Schärfe zu ziehen. Allenfalls wurden Forderungen nach einer Reform des Strafrechts laut. Aber auch ich möchte hier gewissermaßen beruhigen. Wie ich nämlich zu zeigen versuchen werde, ist ein erträgliches Zusammenleben von Menschen auch dann möglich, wenn sich die Idee der Willensfreiheit als Illusion herausstellt.

Hirnforschern wird bisweilen Einseitigkeit ihrer Konzepte und Schlussfolgerungen vorgeworfen. Und manchen Philosophen ist es wohl ein schrecklicher Gedanke, ein so altehrwürdiges (philosophisches!) Problem wie das der Willensfreiheit in den Händen der Neurobiologen zu wissen. Doch Kompetenzstreitigkeiten führen auch hier zu nichts. Vielmehr kann die Philosophie von biologischen Lösungsansätzen zum Problem profitieren. Vonnöten ist eine breite Perspektive, eine Beleuchtung des Problems von vielen Seiten. Ich denke, dass die *evolutionstheoretische* Perspektive ob ihrer Breite und Tiefe unverzichtbar ist. Wir Menschen sind nicht vom Himmel gefallen, unsere Spezies ist ein

Resultat der Evolution durch natürliche Auslese. Es liegt nahe, die Ursprünge *aller* unserer Eigenschaften unter dem Aspekt des Überlebens zu untersuchen und, im vorliegenden Zusammenhang, zu fragen, welchen (Überlebens-)Vorteil die Idee vom freien Willen gehabt haben mag und welchen Nutzen sie uns nach wie vor bringen kann. So gesehen ist, wie schon frühere meiner Bücher – beispielsweise der Band *Der Affe in uns* (2001) –, auch das vorliegende Buch nicht zuletzt ein Plädoyer für die evoluti-onstheoretische Betrachtungsweise und ein darauf gegründetes säkulares Menschenbild.

Das erste Kapitel gibt einen knappen Überblick über Vorstellungen von Willensfreiheit in der Geschichte der Philosophie, wobei auch berücksichtigt wird, dass es stets Gegner solcher Vorstellungen („Deterministen“, „Fatalisten“) gegeben hat. Im zweiten Kapitel befaße ich mich mit der Bedeutung von Illusionen im Allgemeinen und im Hinblick auf die Idee der Willensfreiheit im besonderen. Das dritte Kapitel ist dem Verhältnis von Zufall und Notwendigkeit – Freiheit und Plan – in der Evolution der Lebewesen gewidmet und geht der Frage nach, wie dieses Verhältnis auch die Evolution des Bewusstseins beeinflusst hat. Unsere heutigen Vorstellungen vom (menschlichen) Bewusstsein, von seiner Entstehung und Entwicklung, werden im vierten Kapitel kurz zusammengefasst. Das fünfte Kapitel bildet das Hauptstück des Buches – es behandelt die Evolution der „Illusion Willensfreiheit“. Im sechsten Kapitel setze ich mich mit der Frage auseinander, wie wir mit dem Wissen, dass Willensfreiheit bloß eine Illusion sei, leben können, und diskutiere im Nachwort einige weiter reichende Konsequenzen.

Es ist mir klar, dass ich hier ein sehr kompliziertes Problem behandle, und ich maße mir nicht an, eine endgültige *Lösung* des Problems zu entwickeln. Ich gehe vielmehr von einer These aus und versuche, diese so gut wie möglich zu begründen. Damit hoffe ich, kritische Leserinnen und Leser auf den Plan zu rufen. Wenn ich dabei auf manche der philosophischen und psychologischen Argumente in der aktuellen Diskussion nicht eingehe, dann bedeutet das nicht, dass ich sie grundsätzlich ignorie-

re, sondern dass ich bloß um eine konzise Darstellung meines Anliegens bemüht war. Als Sachbuch soll das vorliegende Werk informieren, unterhalten – und zum Nachdenken anregen. Über Willensfreiheit ist gerade in den letzten Jahren eine Unmenge an Literatur erschienen. Ich habe viel davon berücksichtigt, manches aber – vielleicht zu Unrecht – nur am Rande erwähnt, und jene Autorinnen und Autoren, die sich in vorliegender Schrift überhaupt nicht finden, mögen mir verzeihen. Die *selektive Wahrnehmung* wird mich gelegentlich auch fehlgeleitet haben. Die Lektüre des Buches jedoch habe ich so angenehm wie möglich zu gestalten versucht. Kein Obskurantismus! So lautet meine Devise. Aber schließlich hat auch niemand etwas davon, wenn Probleme und ihre möglichen Lösungen verdunkelt werden.

Erwähnen will ich hier noch ein Symposium, das vom 1. bis 3. Oktober 2004 in Nürnberg unter dem Titel *Freier Wille – frommer Wunsch?* stattfand. Ich hatte die Ehre und das Vergnügen, einen Vortrag zu diesem Symposium beizusteuern, und von den übrigen, etwa einem Dutzend Vorträgen sowie den (offiziellen und „inoffiziellen“) Diskussionen habe ich viel gelernt. Manche der Beiträge und Wortmeldungen werden auch die Niederschrift dieses Buches auf eine Weise beeinflusst haben, die mir im Nachhinein gar nicht mehr bewusst ist.¹ Die weit über 500 Personen, die sich an jenem Wochenende – trotz einer Eintrittsgebühr von 90 Euro – ins Germanische Nationalmuseum drängten, um den Vorträgen lauschen, Fragen stellen und Diskussionsbemerkungen abgeben zu dürfen, bezeugten jedenfalls allein schon durch ihr Interesse, dass Willensfreiheit ein „brandheißes“ Problem ist, das sich so schnell auch nicht abkühlen wird.

Gelegentlich hört man die Meinung, dass Willensfreiheit überhaupt kein Problem sei, sondern nur künstlich (verstärkt durch die Massenmedien) zu einem Problem aufgebläht werde. Dieser Meinung bin ich nicht (sonst hätte ich dieses Buch nicht geschrieben). Vielmehr denke ich, dass Klarheit über unseren

¹ Die Vorträge sind mittlerweile gedruckt in Buchform erschienen (vgl. Fink und Rosenzweig 2006).

Willen – seine Freiheit oder eben Unfreiheit – einen wichtigen Baustein liefert zu unserem Selbstverständnis als Lebewesen in einer Welt, in der wir uns stets aufs Neue einzurichten haben, in die wir gestaltend eingreifen, wobei wir uns stets nach den Konsequenzen dieses Eingreifens zu fragen haben. Und nicht zuletzt stellt sich uns dabei immer das Problem, welche *moralischen* Folgen unser Selbstverständnis nach sich zieht.

Danken möchte ich an dieser Stelle dem Hirzel Verlag für das erneute Vertrauen in meine schriftstellerischen Unternehmungen und dabei insbesondere Frau Dr. Angela Meder für ihre Geduld, womit sie mich stets in dem Glauben ließ, dass mein freier Wille bei meiner Arbeit Pate steht.

Franz M. Wuketits

Wien, im Dezember 2006

Einleitung: Wozu soll Willensfreiheit gut sein?

Der Mensch ist zu feineren Trieben, mithin zur Freiheit organisiert.

JOHANN GOTTFRIED HERDER

Das Gefühl, bei der Willensbildung und der Handlungsentscheidung frei zu sein ..., ist eine Illusion, wenngleich eine für unser komplexes Handeln notwendige Illusion.

GERHARD ROTH

Bevor ich zur Feder greife – das heißt, mich an den Computer setze –, trinke ich eine Tasse Kaffee. Ich trinke drei bis vier Tassen Kaffee am Tag, immer kleine Tassen, den Kaffee schwarz, aber mit Zucker. Dazu stets ein Glas Wasser. Woher kommt diese Gewohnheit? Was veranlasst mich dazu, täglich einige Tassen schwarzen Kaffees zu trinken? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht, es ist mir gleichgültig; der Kaffee schmeckt mir, und was Medien in ihren Medizinberichten gelegentlich über den gesundheitlichen Schaden oder Nutzen von Kaffee zu vermelden haben, interessiert mich grundsätzlich nicht. Der Genuss von Kaffee ist Ausdruck meines freien Willens – es steht mir jederzeit frei, statt Kaffee Tee zu trinken oder gar nichts. Und dieses Buch habe ich natürlich auch freiwillig geschrieben – in der Tat hat mich niemand dazu gezwungen (!) –, ich hätte ein anderes Thema wählen, also beispielsweise ein Buch über die Geschichte der Wiener Kaffeehäuser verfassen können (wozu ich durchaus einiges zu sagen hätte). So jedenfalls sieht's auf den ersten Blick aus.

Bei vielen unserer Alltagshandlungen stellt sich uns das Problem des freien Willens erst gar nicht. Wir handeln einfach, tun dies oder das, unterlassen eine Handlung, verschieben einen Plan auf später und so weiter. Genauer gesagt: Wir denken nicht ständig darüber nach, ob unseren Handlungen der freie Wille vorausgeht oder ob uns unsere Gehirnzellen, Gene oder was auch immer dazu veranlassen, etwas zu tun oder nicht zu tun. Das ist wohl auch ganz gut so, denn würden wir bei allem, was wir

gerade tun oder vorhaben, das Problem der Willensfreiheit im Auge behalten, kämen wir wahrscheinlich nicht von der Stelle. Aus der Philosophie kennen wir das schöne, dem Philosophen Buridan aus dem 14. Jahrhundert zugesprochene Gleichnis vom Esel, der verhungerte, weil er sich zwischen zwei gleich beschaffenen und gleich weit entfernten Heubündeln nicht entscheiden konnte. (Wohl deshalb sind selbst unsere bescheidensten Gaststätten in der Regel um eine gewisse Vielfalt im Speisenangebot bemüht.)

„Frei zu sein“, meint Bieri (2004, S. 429), „heißt, eigenwillig zu sein.“ Als *eigenwillig* gilt im Allgemeinen ein Mensch, der seinen eigenen Weg geht, sich von niemandem was sagen lässt. So jemand imponiert, aber wenn er sprichwörtlich auf die Schnauze fällt, empfinden zumindest diejenigen eine gewisse Schadenfreude, die meinen, letztlich doch alles besser gewusst zu haben. Hat aber Eigenwilligkeit tatsächlich etwas mit freiem Willen zu tun? Ist sie nicht vielmehr Ausdruck eines inneren Aufbegehrens, das, tief in seiner Biografie verwurzelt, den Eigenwilligen gleichsam zwingt, seinen eigenen Weg zu gehen? So gesehen wäre gerade der Eigenwillige erst recht nicht frei. Wie gesagt, bei vielen unserer alltäglichen Handlungen spielen Überlegungen über Willensfreiheit keine Rolle. Ob ich Kaffee oder Tee trinke, mit der Straßenbahn fahre oder lieber laufe, Zeitung lese oder Freunde besuche – wenn bei all dem kein äußerer Zwang fühlbar ist, kann ich mich jedenfalls frei wähnen. Und natürlich wird der Eigenwillige sagen, *er* wolle sich so oder so entscheiden und damit basta. Andererseits liegt es nahe, dass unseren *Entscheidungen* (Kaffee zu trinken, Freunde zu besuchen, ein Buch über Willensfreiheit zu schreiben und so weiter) eine Reihe von (unbewussten) Motiven, Wünschen, Vorlieben und Antrieben vorausgehen. Auf die Frage, ob er aus freiem Willen zu einem Interview in die Redaktion gekommen sei, antwortete der Hirnforscher Wolf Singer: „Ich folgte einer Vielzahl von Attraktoren, die zusammen bewirkt haben, dass ich die Priorität gesetzt habe, heute Nachmittag hierher zu kommen, anstatt an meinem Schreibtisch zu sitzen. Und da spielten wahrscheinlich auch eine Menge unbewusster

Faktoren eine Rolle.“² Das erscheint plausibel. Freier Wille oder nicht, die Handlung von Herrn Singer, als er seinen Schreibtisch verließ und die FAZ-Redaktion aufsuchte, war allerdings harmlos. Es gibt andere, weniger harmlose Handlungen, die uns das Problem der Willensfreiheit sozusagen mit seiner ganzen Wucht vorführen.

Dennett (2003) berichtet von einem jungen Amerikaner, der seine kleine Tochter im Auto vergaß; der Säugling erstickte im geschlossenen Wagen, der einen ganzen Tag bei gleißender Hitze auf einem Parkplatz stand. Diese Geschichte ist abschreckend. Natürlich wird man den Mann als verantwortungslosen Vater verachten. In gewissem Sinn hat er aber auch Mitleid verdient. Wahrscheinlich ist er kein schlechter Mensch und durch das schreckliche Ereignis furchtbar bestraft. (Vielleicht hat er sich inzwischen sogar das Leben genommen.)

Was war da geschehen? Aus irgendwelchen Gründen war der Mann an jenem Tag völlig geistesabwesend, mit irgendetwas gedanklich so beschäftigt, dass alles andere – selbst sein kleines Kind – vorübergehend aus seinem Kopf verschwand. Von einem freien Willen wird man hier kaum noch reden können. Der Mann hatte zwar nicht die Absicht, seine Tochter sterben zu lassen, er war aber auch nicht imstande, so zu handeln, dass das Kind am Leben blieb. Vielleicht wäre es ihm ein – sehr schwacher – Trost zu wissen, dass er nicht frei gehandelt habe. Sicher aber wäre er froh, sagen zu können, dass seine Tochter lebt, weil er kraft *seines* Willens alles tut, damit sie am Leben bleibt und sich gut entwickelt. Das wirft auch schon einiges Licht auf die Frage, wozu freier Wille – besser: der Glaube daran – gut sein soll.

Die Fähigkeit zu *selbstbestimmtem* Handeln zeichnet, einer verbreiteten Vorstellung gemäß, einen Menschen als *Person* aus (vgl. z.B. Pauen 2002, 2004). Was aber, wenn das eigene Handeln bloß eine Folge neuronaler Vorentscheidungen ist? Inwieweit ist das Handeln eines Vaters, der sein Kind – *ungewollt* – ersticken lässt, noch als *selbstbestimmt* zu bezeichnen? Han-

² *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25. November 2004.

delt ein Mensch, der sich vor eine Eisenbahn wirft, um seinem Leben ein Ende zu setzen, selbstbestimmt? In gewissem Sinne sind das ja sozusagen Grenzfragen, weil es uns in vielen Situationen gleichgültig sein darf, warum wir so oder anders handeln (solange sich nur die jeweilige Handlung im Nachhinein als halbwegs tragbar erweist), und weil die meisten von uns kein Kind auf dem Gewissen haben und nicht beabsichtigen, sich vor eine Eisenbahn zu werfen. Aber das sind ernste Probleme, die wir stets im Auge behalten müssen.

Zugleich ist es doch für uns alle beruhigend oder gar erhebend zu „wissen“, *selbst* etwas bewirkt oder geleistet zu haben, *selbst* etwas verursachen zu können. „Du kannst es, wenn du nur willst“ ist ein häufiger (erzieherischer) Appell an den „freien Willen“, getragen von der Überzeugung, dass dem Einzelnen praktisch alle Möglichkeiten offenstehen. Paradoxerweise verkennen Erzieher dabei den Umstand, dass sie gerade durch ihren Appell den Angesprochenen einschränken, ihn seiner vielleicht existierenden *anderen* Möglichkeiten berauben. Viele Hirnforscher sind heute der Ansicht: Jeder Mensch ist, wie er ist, und kann nicht anders sein; sein Gehirn gibt den Ton an, er führt nur aus, was das Gehirn ihm sagt (vgl. Singer 2003). Das klingt wohl etwas seltsam, so als ob das Gehirn eine Steuereinheit außerhalb des Menschen wäre, die ihm Befehle gibt. Aber solche Formulierungen zeigen nur, wie stark unsere Sprache vom Dualismus beeinflusst wird. (In Kapitel 4 soll darüber Klarheit gewonnen werden.)

Nun erlaubt uns dieses Gehirn auch, den freien Willen zu denken. Es erlaubt uns, andere Menschen wegen ihrer Handlungen zu schätzen oder zu verachten, in anderen Menschen und in uns selbst *Schuldgefühle* zu erzeugen. Schuldgefühle sind mitunter sehr quälende Erfahrungen. Jener Mann, der sein kleines Kind im Auto vergessen hatte, hat sie gewiss mit größter Intensität erlebt, wozu auch seine Umgebung einen veritablen Beitrag geleistet haben wird. Doch auch in viel harmloseren Fällen ist es im Allgemeinen nicht schwer, jemandem Schuldgefühle sozusagen einzupflanzen, eine Person für etwas verantwortlich zu

machen, was sie gar nicht getan hat oder nicht tun wollte. Der familiäre und berufliche Alltag liefert jedem von uns Beispiele dafür. Unser Gehirn erlaubt uns (wieder so eine dualistisch klingende Formulierung), subjektive Freiheit zu erfahren, wobei diese Erfahrung auch von soziokulturellen Faktoren beeinflusst wird. Pauen (2004) verweist auf eine Untersuchung an indischen und kanadischen Studenten, die zeigt, dass bei Ersteren die Freiheitserfahrung weniger intensiv und ausdifferenziert war und sie sich durch die Einsicht in Grenzen auch weniger eingeschränkt fühlten als ihre kanadischen Kommilitonen. Wenn damit auch keineswegs gesagt sein kann, dass das Erleben von Freiheit bloß eine soziokulturelle Konvention sei, so muss doch berücksichtigt werden, dass in manchen Gesellschaften fatalistische Vorstellungen tief verwurzelt sind. Darauf wird noch zurückzukommen sein. Doch schon an dieser Stelle ist zu bemerken, dass auch solche Gesellschaften „funktionieren“. Mag sein, dass die Idee der Willensfreiheit unter ganz bestimmten soziokulturellen Rahmenbedingungen entbehrlich ist. Das würde die These stützen, dass diese Idee eine Illusion sei – manchmal nützlich, manchmal aber auch überflüssig.

So oder anders – was wir Menschen heute sind, verdanken wir in der Hauptsache der Evolution unseres Gehirns. Unser Erkennen und Denken, die Art und Weise, wie wir die Welt um uns herum (und uns selbst) wahrnehmen, unser Fühlen und Wollen, unser Verhalten und Handeln beruhen auf Dispositionen, die in unserer Stammesgeschichte tief verwurzelt sind. Die Aufgabe des Gehirns bestand die längste Zeit lediglich darin, seinem „Träger“ ein Überleben in einer unsicheren, gefährlichen Welt zu ermöglichen. Auf einer späteren Evolutionsstufe begann das Gehirn sozusagen flankierend Illusionen zu erzeugen, die seinem „Träger“ abermals – zumindest im Allgemeinen – nützlich waren. Man darf davon ausgehen, dass in der Evolution alles, was sich bewährt, von der Selektion oder natürlichen Auslese gefördert wird und daher im Laufe der Generationen mit relativ größerer Häufigkeit auftritt. Das gilt uneingeschränkt auch für die Erzeugnisse unseres Gehirns, auch dann, wenn es sich

dabei – genauer besehen – um bloße Illusionen handelt. Alles, was sich bewährt, kann jedoch auch ins Gegenteil umschlagen, Vorteile können sich unter veränderten Rahmenbedingungen in Nachteile verwandeln. Die Produkte unseres Gehirns bilden dabei keine Ausnahme.

Wir dürfen uns also getrost *subjektiv* frei wähnen, was – wie angedeutet wurde und noch genauer darzulegen bleibt – seine Nützlichkeit hat, aber eben nichts darüber aussagt, ob es *objektiv* einen freien Willen gibt. Aus eigener Erfahrung weiß freilich jeder von uns, dass äußere Faktoren wie beispielsweise (und vor allem!) die Verfügbarkeit von Nahrungsressourcen unsere Entscheidungen maßgeblich beeinflussen (siehe auch Hoffmeyer 1987). Hungerige Mäuler, so viel steht fest, haben keinen großen Freiheitsspielraum. Wie frei – oder unfrei – jeder Einzelne von uns objektiv (!) ist, wurde sozusagen vorentschieden: zum Einen von der Stammesgeschichte der Gattung, zum Zweiten von der individuellen Biografie. Jeder von uns trägt also eine zweifache *Bürde* mit sich herum. Wen wundert's, dass jeder Einzelne von uns, da gleich doppelt *bebürdet*, sich gern frei wähnt, sich gern der Illusion hingibt, frei denken, handeln und wollen zu können, getreu dem Motto: „Aber wollen werd' ich ja wohl dürfen.“

Gewiss, jeder von uns *will* so manches – ein langes und glückliches Leben, Gesundheit, ein schönes Zuhause, Erfolg im Beruf, viel Geld und so weiter. Der eine oder andere ist vielleicht auch von dem Wunsch beseelt, einmal auf den Mond zu fliegen, einen Abend mit Sandra Bullock zu verbringen oder einen Politiker zu töten. Dem jeweiligen *Willen* stehen aber oft innere und äußere Rahmenbedingungen im Wege: die eigene Veranlagung und die Erwartungen der jeweiligen sozialen Umgebung (siehe S. 121), die freilich nicht unbedingt als Zwänge erlebt werden. Auf der anderen Seite halten sich unsere Wünsche auch von vornherein durchaus in Grenzen. Ich hatte beispielsweise, sicher aus guten (biografischen) Gründen, nie den Wunsch, Opernsänger zu werden. Also bin ich auch keiner geworden (und dem Opernpublikum blieb damit wohl einiges erspart).

1. Willensfreiheit – ein beherrschender Gedanke

Die Autonomie des Willens ist das alleinige Prinzip aller moralischen Gesetze und der ihnen gemäßen Pflichten; alle Heteronomie der Willkür gründet dagegen nicht allein gar keine Verbindlichkeit, sondern ist vielmehr dem Prinzip derselben und der Sittlichkeit des Willens entgegen.

IMMANUEL KANT

Die Vorstellung, dass wir einen freien Willen haben, frei sind in unseren Entscheidungen und im Handeln, ist für viele Menschen eine Selbstverständlichkeit. Sein Verstand und sein freier Wille, so lautet eine seit Jahrhunderten tradierte, im abendländischen Denken tief verwurzelte Idee, unterscheidet den Menschen von allen anderen Lebewesen. Das haben die meisten von uns auch in der Schule im Philosophie- und Religionsunterricht gehört. Diese Idee steht natürlich im engen Zusammenhang mit Vorstellungen von Moral und erweist den Menschen als „schuldfähig“. Weil der Mensch frei handeln, sich frei entscheiden kann, darf von ihm auch erwartet werden, moralisch richtig zu handeln; und wenn er gegen moralische Prinzipien verstößt, handelt er falsch und kann daher zur Verantwortung gezogen werden. (Das gilt jedenfalls für Erwachsene, sofern sie als zurechnungsfähig gelten.) Es kommt nicht weiter überraschend, dass unser *Strafrecht* auf der Idee des freien Willens beruht. Schuldig kann sich ja letztlich nur der machen, der im Falle eines Verbrechens auch *anders* hätte handeln können. Wie Ayer (1976) bemerkt, sehen wir Entscheidungsfreiheit so, dass sie Verantwortung mit sich bringt oder in sich einschließt, und messen ihr selbst einen inneren Wert bei.

„Man unterstellt dem Menschen die Freiheit, das Böse zu vermeiden. Dies mag eine Fiktion sein, aber ohne sie gäbe es wohl keine Strafjustiz, denn wie will man den schuldig sprechen, der gar nicht anders handeln konnte?“ (Lauermann 2000, S. 79) Jemanden für sein Handeln – oder eine unterlassene Handlung – zu bestrafen, entspricht allerdings archaischen Verhaltensantrieben

(Rache, Genugtuung nach erlittenem Leid, Streben nach Dominanz) und ist einer modernen Justiz eigentlich nicht würdig. Primär sollte es darum gehen, Menschen vor ihren verbrecherischen Artgenossen zu schützen. Aber darauf kommen wir in Kapitel 6 noch zu sprechen.

Die Dimensionen des Problems der Willensfreiheit brachte der Philosoph Nicolai Hartmann (1882–1950) auf den Punkt, indem er bemerkte, dass das Problem von unmittelbarer existentieller und praktischer Bedeutung sei und „für die Selbstauffassung des Menschen von so einschneidender Bedeutung – für sein ethisches Bewußtsein wie für seine tatsächliche Verantwortungsfähigkeit. Verantwortung tragen kann nur, wer an seine Verantwortlichkeit glaubt. In diesem Sinne ist die Frage der Verantwortlichkeit die ‚praktischste‘ aller Fragen. Aber ihre Beantwortung ist nahezu die metaphysischste aller Aufgaben.“ (zit. in Keller 1965, S. 13)

So wundert es freilich nicht, dass das Problem in der Philosophie im Wesentlichen ungelöst blieb. Allerdings spiegelt die Philosophiegeschichte viele Haltungen zu diesem Problem wider, die hier in sehr knapper Form referiert werden sollen. Die folgende Übersicht kann natürlich nicht vollständig sein, ich möchte nur beispielhaft einige repräsentative Positionen herausgreifen.

Ideen zur Willensfreiheit von der Antike bis heute

Das Problem der Willensfreiheit zählt zu den meistdiskutierten und hartnäckigsten Problemen der Philosophie. Es ist, historisch und systematisch, mit einigen anderen Problemen verknüpft, vor allem mit der Frage nach der Beziehung zwischen Materie (Gehirn) und Geist (siehe Kapitel 4).

Ein kursorischer Überblick über die Geschichte des Problems der Willensfreiheit macht sogleich zweierlei deutlich: Zum einen war man immer davon überzeugt, dass manche Handlungen des Menschen sozusagen von außen gesteuert werden. So erfanden die alten Griechen die Schicksalsgöttin *Moira*, und der Kirchenvater Augustinus (354–430) vertrat die Auffassung, der Mensch sei von Gott zur Verdammnis oder zur Seligkeit bestimmt (*Prä-*